

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 21

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wertverminderung

Die Bewohner einer Siedlung bei Bern wehrten sich mit einer Petition gegen die Errichtung eines Heimes für Asylsuchende. Sie seien keine Fremdenhasser, betonten sie, aber 70 Ausländer stünden in keinem Verhältnis zu bloss 136 Schweizern. Das ist ir-

Von Annemarie Amacher

gendwie verständlich. Weniger verständlich ist der andere Grund, den sie ins Feld führten: Ein Asylantenheim vermindere den Wert der mühsam erstandenen Einfamilienhäuser!

Das erinnert mich an ein Erlebnis vor etwa zehn Jahren: Damals suchte ich verzweifelt ein Zimmer für einen Afrikaner. In der Zeitung war eine Mansarde ausgeschrieben. Da das fragliche Quartier Botschaften aus aller Welt beherbergt, nahm ich an, man sei dort den Anblick dunkelhäutiger Menschen gewohnt. Trotzdem fragte ich den Vermieter vorsichtig, ob ein Ausländer angenehm sei. «Selbstverständlich, wenn er anständig ist», klang es durch den Telefonhörer, «woher stammt er denn? ... Ach so, ein Afrikaner. Da muss ich leider sagen, das wäre nicht gut für unser Haus.»

Auch damals erinnerte ich mich an eine um ein paar Jahre zurückliegende Episode: Als ich

1967 am Ende eines mehrmonatigen Schulaufenthaltes in England stand, sagte meine Zimmervermieterin: «Die Schule hat mich angefragt, ob ich an einen indischen Lehrer vermieten würde. Ich hätte ja nichts dagegen, aber unsere Strasse käme in Verruf.» «Unsere Strasse», das war ein Strässchen in einem «besseren» Vorort von Cambridge, gesäumt von Einfamilienhäuschen aus Backstein und Gärten mit Rasenplätzen und Rosenstöcken. So richtig gemütlich, wie man's auf

Bildern aus dear old England sieht.

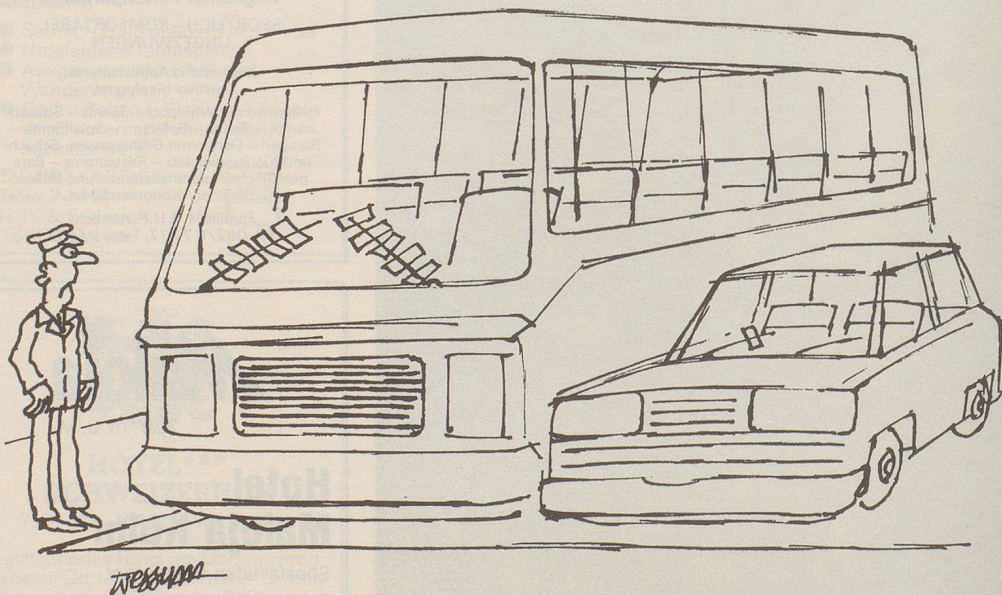
Mein Heim ist meine Burg, darin kann man sich so gut verschanzen gegen die Wilden aus Süd und Ost.

Nun gibt es aber auch wertvermehrende Ausländer. Da hat doch seinerzeit ein afrikanischer Kaiser von eigenen Gnaden ganz nahe bei Bern eine Villa erworben und sie unter anderem mit vergoldeten Wasserhähnen versehen lassen. Diese Information habe ich nicht aus der Regenbogenpresse, sondern von einem Handwerker, der dort gearbeitet hat. Was glauben Sie, wie diese Wasserhähnen zwar nicht den Wert der Ortschaft, wohl aber denjenigen der kaiserlichen Villa ver-

mehrt haben! – Und die Anwesenheit des internationalen Jets in Gstaad und St. Moritz hebt den Wert, will sagen die Preise, jener «Kurorte» ganz gewaltig, oder nicht?

Um auf die erste Kategorie Ausländer, die weniger begüterten, zurückzukommen: Ich kenne einige. Sie besitzen keine dicke Brieftasche und brausen nicht hoch zu Mercedes an. Ihr Kapital ist Achtung, Toleranz und Zeit für den Nächsten. Ich erfahre von ihnen, wie man bei ihnen zu Hause lebt, was dort wichtig und wertvoll ist.

Wirkt nun die Anwesenheit solcher Menschen auf uns andere wertvermindernd, oder am Ende – wertvermehrend?



Es macht Spass

«Wie war's denn beim Skifahren?» frage ich den Nachbarsohn Thomas. «Es hat wirklich Spass gemacht», erwidert er begeistert. Der Dreizehnjährige ist mitnichten ein deutscher Junge, sondern ein waschechter Toggenburger.

Auf einem Spaziergang begegnet mir die neunjährige Katrin, die mir mit mütterlichem Stolz ihre neue Puppe vorstellt. «Was für ein reizendes Kindlein!» rufe ich entzückt. «Es sieht beinahe aus wie ein Neugeborenes mit seinem weichen Körper und den krummen Beinchen.» – «Es ist ein Baby», belehrt mich Katrin, «es macht enorm Spass, es zu wickeln.»

Eine Bekannte von mir hat

«grossen Spass» an ihrem drei Monate alten Enkel, eine andere hat «grossen Spass» am Flötenunterricht. «Welches Fach hast du denn am liebsten?» erkundige ich mich bei einem Zweitklässler. «Zeichnen», antwortet er ohne zögern, «Zeichnen macht richtig Spass.» Malen macht Spass, verkünden die Hersteller der Ölfarben, Kochen macht Spass, finden die Fabrikanten von Pfannen, Gas macht Spass, meinen gewisse Energieapostel. Alles macht Spass. Jedes beglückende Tun wird mit «Spass» umschrieben, vorbehaltlos übernimmt Familie Schweizer diesen bereits abgedroschenen Sammelbegriff unserer nördlichen Nachbarn. Was aber meint der Brockhaus zu diesem kaum mehr wegzudenkenden Allerweltsausdruck? Spass gleich Scherz, Witz, Vergnügen. Spass-

haft ist lustig, witzig. Der Spassmacher ist ein Narr, ein Witzbold, ein Clown.

Wenn uns der Kuli für seine EWG-Sendung viel Spass wünscht, finde ich das ganz in Ordnung. Wenn uns aber der Köbi vom Flüeboden, womöglich noch im Sennenchuteli, umgeben von Trachtenhörli, an der urchigen Älplerchilbi ebenfalls viel Spass wünscht, scheint mir dieser Ausdruck fehl am Platz.

Vielleicht bin ich zu kritisch. Doch mit beinahe nostalgischer Wehmut denke ich zurück an meine Jugendjahre. Wir fanden ein Skilager tschent oder bäumig, Völkerball war einfach toll, sMaximum, sZäni. Unsere Buben fanden ein Spiel irr lässig, de Wahn! Aber jetzt macht alles Spass. Einkaufen, Wohnen, Essen, Fensterputzen, Klavierspie-

len, Lesen. Sogar Spass am Gras hat man mit dem Rasenmäher XY.

Sind wir wirklich so denkfaul geworden, so bemerkenswert unkritisch? Nicht ganz unschuldig an dieser Entwicklung sind meines Erachtens die Verantwortlichen der Werbebranche, die ohne jegliche Ambition, ja mit totaler Gleichgültigkeit dieses Wort verwenden. Für alles und jedes. Aber vermutlich bin ich ein Spielverderber. Wenn andere ihren Spass daran haben, warum nicht auch ich?

Vreni Neher

Erfahrung

Ich hatte die Mittagszeit benutzt, um in der nahen Vorstadt einige Einkäufe zu tätigen, und strebte nun, mit Reisbesen und

Plastiksäcken beladen, zur Tram-
endhaltestelle. Von weitem sah
ich einen Wagen bereitstehen und
setzte mich, so gut es ging, in
Trab.

Hinter mir hörte ich das Trip-
peln von Kinderfüssen. «Kommt,
läuft!» mahnte eine Frauenstim-
me, «vielleicht erwischen wir es
noch.» Nacheinander erkletter-
ten wir das Fahrzeug. Ich stellte
mich auf die hintere Plattform.
Die junge Mutter mit ihren zwei
kleinen Mädchen gesellte sich zu
mir. Wir hätten uns nicht beeilen
müssen: Es dauerte eine ganze
Weile, bis das Tram abfuhr.
Während dieser Zeit musterten
wir uns gegenseitig. Viel hatte die
Frau mit den Kindern nicht einge-
kauft. Das eine der beiden
Mädchen hielt behutsam einen
Plastiksack in den Armen. Es
blickte mich erwartungsvoll an. –
Sicher hat es sein Bäbi im Sack,
dachte ich. Schliesslich hatte ich
als Mutter einige Erfahrung. Wie
oft hatte ich früher meinem Kind
das Bäbi nachtragen müssen, das
es unbedingt hatte mitnehmen
wollen und dessen es nach kurzer
Zeit überdrüssig geworden war!

Das fremde Mädchen neben
mir wartete offensichtlich darauf,
von mir angeredet zu werden.
Ihm zu Gefallen fragte ich: «Seid
ihr auch einkaufen gegangen?»
Die Kleine nickte und öffnete be-
reitwillig den Plastiksack. Ver-
ständnislos blickte ich auf die drei
Stecklein, die daraus hervorlug-
ten.

«Wissen Sie», ergriff nun die
Mutter das Wort, «das Kind hat
eben gespart, um ein Rosen-
stöcklein kaufen zu können. Das
haben wir jetzt geholt!»

Die Zeit reichte gerade noch,
das Pflänzlein gebührend zu be-
wundern, dann musste ich aus-
steigen. Um eine Erfahrung rei-
cher.

Ruth Rossi

Emanzipiere ich mich noch?

Bisher hatte ich ein müdes Lächeln übrig für das Schlagwort «Zurück in den Beruf!», fühlte ich mich doch mit dem Ehegatten und mit Kindern, Tieren in wechselnder Anzahl, Haus, Garten, Sprachkursen und verschiedenen Hobbys ausgelastet. Nicht ganz so wie ich scheint es nun plötzlich meine liebe Familie – der Nachwuchs pubertiert – zu sehen. Das Mami könnte doch wieder arbeiten gehen, ein bisschen teilzeitlich, findet «man». Andere Mütter täten das. Und meine jetzigen Be-

schäftigungen brächten sowieso nichts ein. Tatsächlich? Vielleicht könnte ich mir die Französischnachhilfestunden selbst bezahlen, die ich dem Jüngsten angedeihen lassen muss? Und wie steht's denn mit der ewigen Fahrerei zum Zahnarzt zwecks Zählerichten? Ein paar Jahre dauert das doch schon! Von den Fahrten zur Klavierstunde wollen wir nicht reden. Schliesslich war ich ja immer fürs Musikalische ... Und dann all die lieben Viecher, die man mir allmählich aufgehäuft hat, und und und.

Doch nun jobte meine Tochter in den Ferien, das heisst, sie half beim Frühjahrsputz im Schulhaus und erhielt dafür einen ordentlichen Stundenlohn. Da habe ich mich ketzerisch gefragt, was ich eigentlich dafür bekomme, ein ganzes Einfamilienhaus herauszuputzen. Zudem sauge und wische ich in traurigem Alleingang. Irgendwie bin ich übers Alter hinaus, wo mir DRS 3 dabei Schützenhilfe leistet, und Beethoven höre ich mir lieber genüsslicher an.

So sehe ich denn den Stellenanzeiger ein wenig genauer durch. Sehr gefragt scheint mein Jahrgang leider nicht zu sein. Zudem habe ich eher Mühe, mich als Parfümerieverkäuferin im rosa Schürzchen oder auch als Buchhalterin (vier Stunden pro Tag) zu sehen. Ein Flair für Zahlen hatte ich ohnehin nie. Die Mathinoten des Nachwuchses sprechen da eine deutliche Sprache. Was gibt's sonst noch? Zwei Nachmittage pro Woche in einer Buchhandlung. Schon viel besser! Nur schade, dass die Buchhandlung so verflücht weit weg ist. Ob ich den Hund mitnehmen könnte? Er ist ein blitzgescheiter Hund, und Bücher mag er gern. In der Stadtbibliothek hat sich das Personal bereits daran gewöhnt, über ihn hinwegzusteigen. Aber eben, dort sind wir Kunden ...

Ich falte den Anzeiger zusammen. Vielleicht hat's im nächsten etwas für mich Geeigneteres. Gewisse Ansprüche stelle ich halt doch noch ...

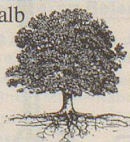
Liselotte Müller-Mathys

REKLAME

Zahnweh

vermeidet man bekanntlich durch Pflege und regelmässige zahnärztliche Untersuchungen. Analog verhält es sich mit Baumschäden. Kontaktieren Sie deshalb die Baumsachverständigen von Bächler + Woodtli.

Telefon 031 51 52 11
oder 01 201 16 26



Warum nicht weinen?

Kürzlich nahm ich an einer Beerdigung teil. Die Frau meines Schwagers starb in jungen Jahren. Es war eine wunderbare Ehe, und der Zurückgebliebene war fassungslos. «Hoffentlich weint er nicht», sagten einige der Trauergäste vor der Abdankung. Aber sie konnten stolz sein auf ihn. Er gab seinen Gefühlen nicht nach, weinte nicht und machte keine Szenen. Die Trauergäste waren erleichtert, dass er ihnen diese Verlegenheit ersparte. Aber Tage später war er dermassen am Ende, dass nur die Einweisung in eine Heilanstalt ihm helfen konnte.

Wie oft geschieht es, dass unermesslicher Kummer nicht seinen natürlichen Ausdruck finden darf, nur weil es sich nicht schickt! Tränenvergiessen gilt als würdelos, Gefühle sind verpönt, doch eben sie sind für unsere Gesundheit sehr wichtig. Warum glaubt man, sich wegen seines Schluchzens entschuldigen zu müssen? Warum soll man Haltung bewahren, wo die Wärme tief empfundener Teilnahme am—thesten Liebe und Fürsorge ausdrückt? Warum soll man seine Gefühle verleugnen, nur weil sie stören könnten?

In diesem Frühjahr war ich eingeladen zu einer Konfirmation. Der Reiz meiner Tränenrüben war stärker als jede Vernunft. Ein über das andere Mal putzte ich mir die Nase, und ich schämte mich nicht.

Mir tut jeder leid, der ein Muster an Selbstbeherrschung ist, denn wie treffend sind doch die Worte des Dichters John Cheney: «Die Seele würde keinen Regenbogen haben, hätten die Augen keine Tränen.»
Leni Kessler

Die Stimme seines Herrn

«Sind wir denn alle kontaktgestört?» fragte mich ein Psychologe, der es eigentlich wissen sollte! Aber ausserhalb ihres Berufes sind auch Psychologen nur Menschen, die enttäuscht und zweifelnd menschlichem Treiben zusehen, wenn sie persönlich involviert sind. Keine dramatischen Ereignisse waren dieser Frage vorausgegangen, aber im Blick-

feld des Betroffenen gaben sie Anlass zu gewissen Reflexionen.

Seit etlichen Jahren hatte der Psychologe ein gutes, kameradschaftliches Verhältnis zu einer Kollegin, die er wegen ihrer Einsatzwilligkeit und rationalen Begegnung sehr schätzte. Sie war zwar keine «copine» – dazu fehlte ihr die Wärme –, doch er mochte sie. An einem Abend geschah das Unglück: Er war bei dieser Kollegin daheim eingeladen, und da lief ihm der Hund, der ihn kannte, entgegen, begrüßte ihn als «Freund des Hauses». Plötzlich aber, nach ein paar herzlichen Worten des Gastes, wich der imponierend grosse, kräftige Hund zurück, unheilverkündend fletschte er die Zähne, setzte an zum Sprung. Nur mit Mühe konnte die Kollegin den Hund zurückhalten. Schock, peinliche Spannung ... Schliesslich wurden tieferschürfende Erklärungen aus der verhaltenspsychologischen Truhe gekramt. Jedoch die Beziehung war durch den Hund gestört.

«Er hörte die Stimme seines Herrn», sagte der Angegriffene, anspielend auf jenen Hund, der in den Anfängen des Grammophons werbetreibend «his master's voice» lauschte. Da der Psychologe alle Tiere liebte, fühlte er sich verletzt, weil ihm ein ihm bisher freundlich gesinnter Hund so böse begegnet war. Vor allem aber war der Psychologe darob betroffen, dass die fragwürdig gewordene Sympathie seiner Kollegin sozusagen durch eine Hundespürnase offenkundig wurde; er war nicht mehr von der Meinung abzubringen, «negative Schwingungen» seien vom Instinkt des Tieres aufgefangen worden! Da die Kollegin die Beziehung auffällig versanden liess (geschulte Psychologen bringen so etwas zustande!), unterstützte sie ihn in seiner Ansicht.

Seit jenen Tagen geht der Psychologe vorsichtiger an die Menschen heran. Misst er der zerstörten Beziehung auch keinen übermässigen Wert bei, so fühlt er sich doch in seiner Berufsqualität angezweifelt: Dass ihm das Flair für Menschliches, Allzumenschliches, auf das er bisher immer hat vertrauen können, plötzlich abhanden gekommen, schmerzt ihn um so mehr, als er von einem Hund in Sachen Menschenkenntnis einiges lernen musste ...

Aber wie sagten schon die Lateiner? Cave canem – Achtung vor dem Hund!
Ellen Darc